

## Honchō 4-13-21

Ich steige an der U-Bahnstation Shin-Nakano aus, der roten Linie, Marunouchi-sen. Oben angekommen, orientiere ich mich kurz und mein Blick fällt als erstes auf das Eckhaus, das Gebäude auf der Straßenseite gegenüber. Dort, wo früher der Schreibwarenladen war, gibt es heute Kosmetikbedarf. Ich besitze noch Farben aus diesem ehemaligen Schreibwarenladen, die ein Preisschild mit seinem Namen tragen: *ETOH*. Es wird nie wieder mein Schreibwarenladen sein und mich überkommt Traurigkeit, als mir dies bewusst wird. Gleichzeitig denke ich, wie absurd es ist, dass ich alles dort in diesem Viertel von Tokyo bewahren will. Die Zeit anhalten, damit alles so bleibt, wie ich es von meinen ersten Aufenthalten erinnere. Die Ahnung, dass Veränderung in einer Stadt wie Tokyo die alten Dinge unwiederbringlich verschwinden lässt. Badehäuser passen nicht zu den Vorstellungen eines modernen Lebens in einer Großstadt.

Ich biege in die Nabeya-yokochō-dori ein, die alte Einkaufsstraße im Viertel, kurz Nabeyoko genannt. Sie trägt diesen Namen seit der Edo-Zeit, man konnte früher wohl noch Läden finden, die diese Art von Eintopf anboten. Seit den 70ern ist es eine von Laternen gesäumte Einkaufsstraße. Ein altes Teehaus und ein Laden für senbei, Reiscracker, sind letzte Zeugen einer vergangenen Epoche. Mein Supermarkt Marusho ist verschwunden und einer anderen, günstigeren Kette gewichen. Marusho, dieser typisch-japanische Supermarkt, in dem ich Stunden verbracht habe, begeistert von den ganzen Verpackungsdesigns und der großen Auswahl an Fisch und Meeresfrüchten. Diese Liebe zum Detail, selbst in der Präsentation der banalsten Waren. Die alten Damen des Viertels, die dort resolut nach Angeboten suchten und nebenbei schwatzten. Vor der Tür ein kleiner Wagen, in dem Süßkartoffeln geröstet wurden und der in unregelmäßigen Abständen eine Melodie spielte, um darauf aufmerksam zu machen. Und ich als stumme Beobachterin. Ich konnte damals kein Japanisch und fühlte mich dennoch gleich angekommen. Zuhause. In einem wunderbaren Zwischenzustand, der es mir erlaubte, mich wie ein unsichtbares Wesen durch diese für mich absolut fremde und faszinierende Welt zu bewegen.

An der Ecke, an der sich früher ein kleiner Blumenladen befand, biege ich links ein in das Wohnviertel. Ich kam vor mehr als zwanzig Jahren zum ersten Mal nach Japan und besuche seitdem bei jedem Aufenthalt in Tokyo diese Gegend westlich von Shinjuku. Sobald ich oben an der U-Bahnstation stehe, öffnen sich die Erinnerungen wie eine Tür zu einer Parallelwelt. Ich bin diese Strecke so oft entlanggelaufen, ich kenne jede Ecke in diesem Viertel. Mein Stadtplan von Tokyo war ein Buch, eine Dokumentation dieses eigenen Systems aus Zahlencodes, die die Stadt gliedern. Es gibt keine Straßennamen, sondern nur Abfolgen von Nummern, die als Adressangabe dienen. In diesem Stadtplanbuch war jede Seite ein Konzentrat von Orten, die ich mir langsam erschlossen habe, ein Entfalten unterschiedlicher Ebenen von Bewusstsein innerhalb dieser Stadt.

Vielleicht muß ich deshalb an diese zwei kleinen Papierkraniche denken, die für mich als Kind so besonders waren. An die Begegnung mit einer japanischen Touristin in einer Kirche in Genf vor fast vierzig Jahren. Ich befand mich in einem dunklen Innenraum, einem Kirchenschiff, die angenehme Dunkelheit des Raums wird von wenigen einfallenden Lichtstrahlen durchbrochen. Ergriffenheit angesichts der Dimensionen, Glücksgefühle – durch die Sonne strukturiert. Die Japanerin öffnet ihre Handtasche und holt zwei Papiere heraus, einmal gelb und einmal orangefarben. Sie faltet

zweimal einen Kranich als Geschenk für meine Schwester und mich. Zwei Origami-Kraniche als Ahnung vom Draußen, von einer anderen Welt. Im Inneren des Körpers ist alles zusammengefaltet, abgeschirmt von allem noch Unbekannten und allen ahnbaren Möglichkeiten, weit entfernt von Entfaltungen. Die Fläche des Papiers als Konzentrat.

Als ich im Jahr 1999 nach Tokyo reiste, kam ich bei einem Freund unter, der sich gerade mit einem Forschungsstipendium in Japan aufhielt. Damals studierte ich noch und hatte mir etwas Geld zusammengespart – für ein Leben in Tokyo war es fast nichts, auch wenn das Platzen der sogenannten *bubble economy* deutliche Spuren hinterlassen hatte.

Ich kam damals für zwei Monate und überlegte jeden Morgen, ob ich mir von meinem Tagesbudget eine Fahrkarte kaufen würde oder lieber einen kleinen Mittagssnack in einem der zahlreichen Convenience Stores, die in Japan *Konbinis* genannt werden und eine Welt für sich sind. Oft überwog die Neugier auf das unergründliche Angebot der *Konbinis* und so bin ich wochenlang durch die Stadt gelaufen. Habe mich treiben lassen, mein Stadtplanbuch immer bei mir. Als ich mich auf dem Weg zu einer kleinen Photogalerie einmal richtig verlaufen hatte, half mir ein Polizist, der in einem dieser allgegenwärtigen kleinen Polizeihäuschen saß – und unsere mangelnden Kommunikationsmöglichkeiten führten dazu, dass er mich bis vor die Galerie begleitete und es mir nicht möglich war, ihn daran zu hindern.

Bis heute schlüpfte ich nach der Landung am Flughafen in Tokyo in mein japanisches Ich, wechsele hinüber in eine andere Version meiner Persönlichkeit. Wie anmaßend, von meinem *japanischen Ich* zu sprechen, doch dieses Gefühl tiefer Vertrautheit begleitet mich seit der allerersten Ankunft in diesem Land. Das Gefühl, mich heimisch zu fühlen, irgendwie dorthin zu gehören. Japan riecht anders. Diese ersten Augenblicke nach der Landung, dieser fremde Geruch, der sich in mein Hirn eingepägt hat und der für mich zu diesem Moment der Transition dazugehört.

Das ziellose Streunen durch die Stadt, das Aufgehen in der Masse an Menschen und damit verbunden die Vorstellung, genauso auszusehen, ebenso ein Teil davon zu sein, obwohl ich das natürlich nie sein werde.

Der Blumenladen an der Ecke, an der ich abbiege, ist mittlerweile eine Bar. Wie gehe ich mit den Erinnerungen um, was machen sie mit mir? Ich biege in diese kleine Straße ein und erkenne die vertrauten Blickachsen. Da vorne hinter den Zigaretten- und dem Bierautomat steht noch eines der alten japanischen Häuser mit gebogenem schwarzen Holzdach. Und rechts sehe ich den Alkoholladen, der täglich von Nachmittag an bis spät in die Nacht geöffnet hatte und in dem der alte Besitzer vor seinem Fernseher sitzt, manchmal auch schläft. Ich habe dort einmal einen Kastanienschnaps gekauft. Dann kommt das Haus, in dem ein manischer Sammler wohnt, dessen Besitztümer mittlerweile bis an den Rand der Straße reichen, verborgen hinter einer eigenwilligen Konstruktion aus Planen. Ein provisorisches Haus vor dem Haus, ein Konzentrat von angesammeltem Leben. Ich kann einige Gegenstände erkennen, Möbel, Stapel von Zeitungen und Schallplatten, alte Figuren.

An der nächsten Ecke der Waschsalon. Dort saß ich oft, blätterte in alten Mangas und habe Automatentee getrunken.

Im Jahr 2005 konnte ich nach dem Studium mit einem DAAD-Stipendium nach Japan gehen, nach Tokyo – und genau in dem Haus wohnen, in dem ich schon einmal war. Herr Kondo besaß fünf kleine Zimmer im ersten Stock, die er an Ausländer vermietete.

Ich bewohnte das Eckzimmer, das erste Zimmer gleich links, wenn man die kleine Metalltreppe hinaufkam, die neben Herrn Kondos Haustür an der Wand entlang in den ersten Stock führte. Die Schritte auf dieser Treppe hatten einen eigenen metallisch-gedämpften Klang und ich höre beim Schreiben wieder die jeweils unterschiedlichen Rhythmen der Bewohner, die diese Treppe hinaufsteigen. Vor unserer Eingangstür im ersten Stock der kleine überdachte Vorplatz, dort bleiben die Schuhe stehen. Die Tür ist immer offen. Der Geruch im Inneren des Hauses ist eine Mischung aus Tatami und dem glatt polierten Holzfußboden des kleinen Flurs. Ich höre, wie jemand die Metalltreppe hinaufkommt und warte darauf, dass die Tür zu unserem Stockwerk wieder ins Schloss fällt. Das Klingeln der Schlüsselanhänger: wir alle haben ein Wesen an unserem Zimmerschlüssel, in dem sich eine kleine Glocke befindet. Täglich um 17 Uhr erklingt ein Lied, irgendwo in der Nachbarschaft. Diese Tradition ist Teil der Katastrophenvorsorge, in meinem Viertel ist es die Melodie des Westminstererschlags. Um diese Uhrzeit herum kommt Herr Kondo in den ersten Stock hinauf und fegt den kleinen Flur, schiebt uns unsere Post unter den Türen durch und putzt die Toilette. Bei meinem ersten Besuch ist es noch ein typisch japanisches Hockklo, das Spülbecken dient gleichzeitig als kleines Handwaschbecken, darin befindet sich immer eine frische Blüte. Später wurde eine dieser Hightech-Toiletten installiert. Es gibt grüne Plastickschlappen, die man in der Toilette zu tragen hat – obwohl der Abstand vom Flur zum Klo wohl nicht mal einen Meter beträgt.

Wir hatten nur eine gemeinsame Dusche im Erdgeschoss und da es in den meisten Wohnungen auch keine richtige Heizung gab, war gerade im Winter der Besuch eines öffentlichen Badehauses (Sentō) sehr angenehm. Ich bin oft in das Sentō gegangen, das ein paar Straßen entfernt war. Mittlerweile hat auch dieses Badehaus geschlossen. Die alten Badehäuser stammten noch aus Zeiten, in denen viele Häuser wegen Brandgefahr kein eigenes Bad hatten. So ein Sentō öffnet gegen 16 Uhr und hat meist bis Mitternacht auf. Nach Geschlechtern getrennt, wäscht man sich erst gründlich, um anschließend in den heißen Becken zu entspannen. In meinem Sentō gab es drei verschiedene Heilwasserbecken und ein weiteres unter freiem Himmel. Meist waren nur wenige ältere Frauen anwesend, und ich war die einzige Ausländerin. Die anderen Frauen waren sicher nicht nur zur Entspannung dort, sondern eben auch, weil sie zu Hause kein Bad hatten. Die Stimmung bei diesen Besuchen empfand ich als sehr besonders: geprägt von wunderbarer weiblicher Solidarität, einem komplizenhaften Selbstverständnis und dem gemeinsamen Genuss des heißen Bades, einem Moment der Ruhe, dem Alltag abgetrotzt.

Nach der Straße mit dem Waschsalon geht es links ums Eck, dort ist der Platz, an dem der Müll abgeholt wird, jeden Tag ist eine andere Kategorie an der Reihe. Diese Müllchoreografie habe ich nie wirklich verstanden, die vielen feinen Nuancen zwischen brennbarem und nicht-brennbarem Müll.

Ein paar Schritte weiter steht ein Haus, dessen Grundstück vollständig von Wasserflaschen gesäumt ist – und nicht nur von den obligatorischen ein oder zwei Flaschen. In Japan ist der Glaube weit verbreitet, dass gefüllte Wasserflaschen streunende Katzen von Gärten und Grundstücken fernhalten, da sie die Sonnenreflektionen im Wasser nicht mögen. Am Getränkeautomaten biege ich nach rechts ab, vorbei an einem wunderschönen Garten, der aus einer Vielzahl an Blumentöpfen besteht, die übereinander gestaffelt vor dem Haus stehen, auf einer Fläche von nicht einmal einem halben Meter. Das nächste Haus hat einen kleinen Schrein im Vorgarten, in dem sich neben liebevoll arrangiertem Essen auch einige Spielzeugfiguren befinden, der gesamte Vorgarten ist zudem von Fröschen in sämtlichen Variationen bevölkert. Ich muss jedes mal lächeln, wenn ich einige dieser verschrobene Froschwesen sehe, die dort ein Eigenleben zu führen scheinen, und

weiß dann, dass ich gleich zuhause bin: zwei Häuser weiter biegt rechts ein kleiner Pfad ab, vielleicht fünf oder sechs Meter lang. Ganz am Ende auf der rechten Seite steht das Haus von Herrn Kondo. Ein alter Kakibaum im Garten, viele verschiedene Pflanzen in Blumentöpfen vor dem Haus. Der rote Briefkasten vorne an der immer offen stehenden Gartenpforte.

Das Haus gibt es nicht mehr.

Bei meinem letzten Besuch in der alten Nachbarschaft bin ich diesen vertrauten Weg gegangen, wie schon so oft. Und war nicht darauf vorbereitet gewesen, dass das Haus vollständig verschwunden ist. Als ich in den kleinen Pfad einbog, hoffte ich noch, dass ich mich in der Straße geirrt haben könnte, dass ich trotz der fast schlafwandlerischen Sicherheit, mit der ich den Weg zu diesem Haus finde, eine Abzweigung übersehen haben könnte. Ein unbeholfener Versuch, dem Unumgänglichen noch zu entkommen. Aber ich sehe die alte Adresse an den neuen Briefkästen, Honchō 4-13-21. Kein Haus, kein alter Garten mit Kakibaum, das ganze Grundstück von einem neuen Mehrparteienhaus bebaut. Ich stehe dort und sehe, wie sich die beiden Häuser überlagern. Das Bild des Kondo-Hauses ist so präsent in meiner Vorstellung, dass sich mein Kopf zunächst weigert, die Realität anzuerkennen. Herr Kondo war alt gewesen, seine Frau verstarb damals 2005/2006 während meiner Zeit in diesem Haus. Ich kam nach diesem Aufenthalt alle zwei, drei Jahre wieder nach Tokyo und bin jedes mal zu dem Haus gelaufen. Einmal hatte ich Herrn Kondo noch angetroffen, seine Tochter kümmerte sich um ihn. Bei einem anderen Besuch stand das Haus noch und sah aus wie immer. Ich kam meist unangemeldet vorbei, wollte keine Umstände machen. Wenn er da war, haben wir uns sehr gefreut, aber allein der Anblick des alten Hauses reichte, meine Sehnsucht nach diesem Ort zu stillen. Dass es irgendwann vorbei sein würde, war absehbar und ich wusste, dass alte Häuser in Japan keinen Wert hatten, sondern nur die Grundstücke. Und trotzdem fühlte ich mich, als hätte ich mein Zuhause verloren. Ich stand lange vor dem Ort, der für mich Heimat gewesen war, auf diesem kleinen Pfad vor der neuen niedrigen Mauer aus imitiertem Stein.

Ich weiß nicht, ob ich wiederkommen werde. Ich sehe das alte Haus noch in meiner Erinnerung. Aber es verblasst.

Die Faltkanten der beiden Origami-Kraniche sind im Laufe der Jahre weiß geworden.